



## DER SCHMETTERLING.

Ein Flug- und Ergänzungsblatt zum Spiegel.

15.

Mittwoch, 3. August.

1842.

### Theater.

**Wien.** Ueber die Darstellung von Sponzini's „Vestalin“ im Kärnthnertheater, wobei Hr. Göze vom herzogl. weimarschen Hoftheater, und Mad. Drepler-Pollert als Gäste mitwirkten, sagt das österreichische Morgenblatt: „Schreibt ein Tonstück für türkische Musik, laßt die Trompeten von Kindern, die Bombardons von Lungenkranken blasen, die kleine Trommel von zarten Frauenhänden rühren, die große von einem schwachen Greise schlagen, und wir wollen dann sehen, wie hoch ihr den Muth eurer Truppen steigern, wie viel ihr überhaupt effektuiren werdet. Sponzini's kolossale, technisch grandios bedachte „Vestalin“ erheischt urkräftige Stimmen, und fleggewohnte Darsteller, welche im Stande sind, einem Auditorium jene Geisteskräftigkeit vor die Sinne wiederzubringen, durch welche diese Oper dereinst einen so allgemeinen Sieg erfochten. Zur Lösung einer solchen Aufgabe reicht weder eine so schwachtönende Tenorstimme, wie sie Hr. Göze besitzt, ungeachtet seiner beachtenswerthen Routine, noch weniger aber eine Auffassungs- und Darstellungsweise, wie selbe Mad. Pollert als Vestalin an den Tag gelegt, hin; darum konnte sich auch ihre heilige Flamme, welche ein böser Zufall schon im ersten Akte erlöschen ließ, bis zum letzten Akkorde der Oper nicht wieder entzünden, viel weniger die Gemüther der Zuhörer für die alterthümliche Schönheit des Tonwerkes erwärmen, zumal auch die

übrige Besetzung selbst mäßigen Anforderungen nicht genügen konnte.“

**Linz.** Nun wissen wir mit Bestimmtheit, wem von künftigen Ostern an, die Leitung des hiesigen städt. Theaters anvertraut worden ist. Von den Dreien: Pellet (der wieder eingekommen ist), Wensfeld und Burghausen, ist der Letzgenannte der Glückliche. Ich sage glücklich, denn unstreitig gehört die Linzer Bühne unter die besten derlei Anstalten, wovon Pellets Vorgänger, Hr. Börnstein, den besten Beweis lieferte, da er, (wie er selbst beim Abschied öffentlich gestanden) ohne Vermögen begonnen, und mit ein Paar tausend Gulden reinen Gewinnes von hinnen zog. Hr. Burghausen genießt den besten Ruf, und wir sehen mit nicht sanguinischen Hoffnungen, wie es schon einmal geschah, der neuen Direktion und der Acquisition tüchtiger Mitglieder entgegen. (Aufmerkf.)

**London.** Mad. Frezzolini-Poggi hat als Anna Bolena ihre Vorgängerin Julie Grisi bei Weitem übertroffen. Im Stern sinkt, der andere erglänzt — so ist der Welt Lauf. — Rossini's Meisterwerk, das „Stabat mater“ wurde hier gleichzeitig auf zwei Bühnen, dem italienischen und dem St. James Theater aufgeführt, aber mit sehr ungleichem Erfolg. Auf ersterem Theater eiferte man gegen die vielen Abweichungen der Partitur vom Originalen, war aber im hohen Grade durch die Aufführung unter Costas Leitung zufrieden; die Soli waren hier durch Persiani, Molteni, Gramaglia und die H. Rubini,

Guasco Ronconi und die beiden Lablache be-  
setzt, welche fangen, wie man es von so gro-  
ßen Künstlern nur erwarten konnte. Im St.  
James Theater dirigitte nach dem Wunsche  
Rossinis Maestro Gabussi, und die Luzer al-  
lein hätte hier das Furore der Produktion  
gestiftet.

**Madrid.** Die Uebersetzungen aus dem  
Französischen herrschen auch auf der spanischen  
Bühne vor, obgleich Spanien an eigenen  
Dichtern nicht arm ist. Ein Uebersetzer ist aber  
auch in Spanien weit besser gestellt, als ein  
Originaldichter, und überdies haben zwei oder  
drei Personen das Monopol in Madrid. Ein  
Uebersetzer in Madrid muß der Bühne, mit  
der er einen Kontrakt geschlossen hat — und  
dies ist hier gebräuchlich — jährlich acht bis  
zehn neue Stücke liefern; aber dies ist eigent-  
lich nur eine jingirte Zahl, denn das Thea-  
ter verpflichtet sich dagegen, alles aufzufüh-  
ren, was er übersetzt. Der Uebersetzer erhält  
für jedes Stück 1000 Realen (etwa 100 fl.  
G. M.), also eben keine große Summe. Es  
werden auch Opern, wie die „Dreizehn“, „der  
schwarze Domino“, übersetzt, in einen Akt  
zusammengezogen und zu Lustspielen u. ge-  
macht; denn die komische Oper kennt man  
in Spanien nicht, und man singt nur in dem  
italienischen Theater. Die Namen der ursprüng-  
lichen Verfasser werden nie angegeben, und  
zwar, wie man sagt, weil die meisten den  
Spaniern doch unbekannt sind. Warum aber,  
fragt man, Uebersetzungen, da man so viele  
Dichter selbst hat? Die direkteste Antwort ist  
die, daß das Theater in Madrid ein wahrer  
Minotaurus ist, und ungemein viel braucht.  
Ein Stück, das fünf Mal aufgeführt wird,  
gehört zu den Seltenheiten, und wenn man  
hört, daß man in einem einzigen Monate das  
ganze Repertoire von Victor Hugo gespielt  
hat, so wird man sich eine Vorstellung von  
der dramatischen Gefräßigkeit der Castilianer  
machen können.

### Korrespondenz.

**Preßburg.** (28. Juli). Den 24. wur-  
de, zu Ehren aller Nanetten, im Palffygarten  
ein großes Fest, mit Beleuchtung und Tanz,  
gegeben. Einst war das Nanettenfest in sehr  
hohen Ehren, es war das goldene Zeitalter  
der Namenstage. Damals wußte man vom  
Zweischritt noch nichts, und die Walzer hat-  
ten noch nicht so viele Namen, als Tage im  
Jahre; die Stiefel wurden noch mit Wasser-  
wische gepuzt, und die Tänzerinnen wurden

nicht im Triumphe von Menschen gezogen.  
Die Schauspieler spielten ohne Souffleur,  
und man brauchte noch nicht jede Stunde ein  
Paar neue Jaquemar-Handschuhe; es gab we-  
niger Erziehungsanstalten, und die Jugend  
war nicht so verzogen; es bestanden weniger  
Unterrichtsanstalten, und es gab nicht so viele  
Müßiggänger; junge Leute wußten noch nichts  
vom Zipperlein, und alte waren nicht geken-  
nlich verkleidet; rococo war damals noch rococo,  
und die Jugend hatte keine grauen Haare;  
es gab nicht so viel zerrissene Herzen, und  
nicht so viele Lyriker; jedes Ding hatte seinen  
wahren Namen; Preßburger Cigarren nannte  
man nicht Bremer, Pesther nicht Amsterda-  
mer, und Finesse hieß damals noch Betrug.  
Zene Kappenstiefel- und Liebesbriefe-Schreib-  
zeit ist nun vorüber, und es ist uns davon  
nichts geblieben, als die voluminösen Reiß-  
röcke der Damen, die dem zarten Geschlecht  
ein martialisches Ansehen geben, die Männer-  
Krispins, die über das starke Geschlecht wie  
Mehlsäcke herabhängen, und das Nanettenfest  
im Palffygarten, das noch wie eine Nase  
aus den vielen Nanettenfesten einer glücklichen  
Vorzeit sich erhalten. Die Beleuchtung war  
dieses Jahr viel brillanter als das vorige, wel-  
ches zwar nicht viel sagen will, denn voriges  
Jahr war sie bloß ein Vorbote der heurigen  
totalen Sonnenfinsterniß. Heuer konnte Alles  
zufrieden sein, bis auf den Unternehmer, der  
nach seiner Angabe 400 fl. W. W. eingebüßt  
haben soll. — Unweit des Einganges sah man  
eine Triumphpyramide, mit der Ueberschrift:  
„Willkommen!“ versteht sich, das darunter  
das Entreegeld gemeint war. Zwei Musik-  
banden spielten im Garten, und eine im Saa-  
le, wobei Walzer gerast wurden. Dieses Mu-  
sikkompot war noch als Zugabe gefüllt mit  
Leierkasten, Dudelsackpfeife und Harfe, wel-  
che Fällung etwas unverdäulich war. Als ich  
ein Retourbillet verlangte, bemerkte ich erst,  
daß ich im Himmel sein müsse, denn hier  
wurde, so wie aus dem Himmel, Niemand hin-  
ausgelassen, welches etwas gar außer or-  
dentlich ungalant war. Geschieht so was  
bei Ihnen auch? Was würde Ihr geistrei-  
cher Lokalbemerker zu einer solch feierlichen  
Einsperrung sagen? Man kann sich leicht mei-  
ne Verlegenheit denken, inmitten so vieler Mu-  
sik eingesperrt zu sein! — Fragt man jedoch,  
warum man gerade den Nanetten so viele Eh-  
re erweist, so wollen einige behaupten, daß  
die Nanetten darum so geehrt werden, weil  
sie die Jugend besitzen, ihr Alter gewissenhaft an-  
zugeben. Auch recht. Und so bleibt der Palffy-  
garten die ewige Feiern-Assikuranz dieses Fe-

stes,  
Nann  
nerl,  
400  
dem  
verlo  
f. f.  
nem  
spiel  
milie  
garter  
Wirt  
me n  
wüns  
den 2  
Berle  
ten A  
noch  
nicht,  
thurn  
nicht

deutj  
Aufje  
Jahre  
„G o  
Herzo  
lau,  
verei  
schen  
ren B  
Detai  
versch  
und f  
len L  
mehre  
v i e r  
dung  
verlie  
stattet  
kes v  
nach  
1836  
der ri  
Sachf  
fasser  
allerle  
man,  
endlic  
geistre  
Berlit  
stolz  
ein je

fies, so lange die halb Duzend N.: Nina, Nanni, Nanette, Nanettchen, Netti und Nanerl, bestehen, und obwohl der Wirth heuer 400 fl. eingebüßt, so kann er sich doch mit dem Armenteufelspruchwort trösten: „Geld verloren, Nichts verloren.“ — Heute gibt der k. k. Hofschauspieler, Hr. Wilhelmi, zu seinem Benefiz und zugleich zum letzten Gastspiel: „Der Sohn auf Reisen“, und „die Familie Rikeburg.“ — Sonntag ist im Parksgarten eine Nachfeier des Annafestes. Der Wirth will vielleicht wegen der runden Summe noch 100 fl. darauf verlieren. — Wir wünschen dazu ein gutes Wetter. — Morgen, den 29., gibt Hr. Wilhelmi auf allgemeines Verlangen die heutigen zwei Stücke zum letzten Male, als Gastspiel. Ich hätte Ihnen noch so manches zu schreiben, allein ich weiß nicht, woran ich an der Zeit bin, unsere Domthurmuhre ist wie ein zahmes Pferd, sie schlägt nicht aus. — — W.

### Literatur.

**Preß-Zeitung.** Selten hat in der deutschen Roman-Literatur ein Werk so viel Aufsehen gemacht, als das vor etwa sechs Jahren zum ersten Male erschienene, betitelt: „Göd wie = Gastle.“ Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. (Drei Bände. Breslau, bei Josef Marx und Comp.) Das Buch vereinigt fast alle jene an den Walter Scott'schen Werken gerühmten Vorzüge, ohne deren Fehler, wozu besonders die zu gedehnten Detailschilderungen gehören, zu theilen. Man verschlang diese Lektüre mit solcher Begierde, und sein Ruf verbreitete sich so schnell in allen Lesekreisen, daß binnen wenigen Jahren mehrere Auflagen erfolgten, und so eben die vierte verbesserte Auflage (mit einer Abbildung des Schlosses Göd wie geziert) die Presse verließ. Dieser neuesten, sehr elegant ausgestatteten Auflage geht eine Rezension des Werkes von Professor Branis in Breslau, die nach Erscheinen der ersten Auflage im Jahre 1836 erschien, voran, welche das Werk von der richtigsten Seite auffaßt, und mit großer Sachkenntnis würdigt. Damals war der Verfasser noch ganz unbekannt, und man gab allerlei Vermuthungen Raum; später erfuhr man, daß es eine Verfasserin ist, und endlich ward es zur Gewißheit, daß dieses geistreiche Buch eine Frau von Palzow in Berlin geschrieben hat. Gewiß kann diese Dame stolz auf ihr Werk sein; denn schwerlich dürfte ein jetzt lebender männlicher Autor in Deutsch-

land die Fähigkeit besitzen, ein gleiches zu Stande zu bringen. Wir empfehlen also unseren geehrten Leserinnen und Lesern diese neue Auflage, und sie werden es uns danken, da wir gewiß sind, ihnen dadurch einen geistigen Genuß verschafft zu haben. (Zu haben in C. Geibels Buchhandlung, in Pesth. Preis aller drei Bände 5 fl. 45 kr. C. M.)

\*\* Als eine sehr angenehme, unterhaltende und belehrende Lektüre empfehlen wir das so eben erschienene Werk: „Deutsche Städte und deutsche Männer. Nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft.“ Reiseskizzen aus den Jahren 1837 — 1840, von Ludwig v. Sagemann. Zwei Bände. Leipzig, 1842. Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter und guter Stylist. Man braucht nur seine Bemerkungen über die Wiener = Theater und die Wiener-Komik zu lesen, um ihn zu achten und zu lieben, und wenn der erste Theil mit gewandter Feder deutsche Städte und deutsche Zustände beschreibt, so liefert der zweite treffende Charakteristiken deutscher Männer, so wie der Schluß geistreiche Bemerkungen, unter der Aufschrift: „Vorbilder u. Leistungen der modernen Kunst.“ Der Preis dieser sehr elegant gedruckten beiden Bände ist 5 fl. 45 kr. C. M. (Zu haben in C. Geibels Buchhandlung in Pesth.)

\*\* Von dem großen Prachtwerke: „Naturgeschichtliches Kabinet des Thierreichs.“ Von Sir William Jardine, (Pesth. Verlag von C. A. Hartleben), ist so eben der zehnte Band erschienen. Dieser enthält: „Naturgeschichte der Papageien.“ Nach Brideaux-Selby, Ess. Deutsch bearbeitet von Fried. Treitschke. Mit dem Bildnisse und der Lebensbeschreibung Le Baillants, nebst 30 kolorirten Abbildungen und einer Vignette. Wir kennen kaum ein ähnliches Werk, das hinsichtlich des innern Gehaltes und der äußern Ausstattung diesem an die Seite gesetzt werden könnte. Dieser zehnte Band handelt von den Papageien, jener Gattung Vögel, welche, wie der Verfasser in der Einleitung sagt, obwohl sämmtlich unserm Welttheile fremd, doch oft, in vielen verschiedenen Arten, als Gefangene hierhergeführt werden, und durch die Drolligkeit des Benehmens, Schönheit des Gefieders, und vornehmlich durch die Gelehrigkeit, Töne und Worte nachzuahmen, den Reichen befreundet, und eine Zierde ihrer Zimmer und Säle geworden ist. Die Beschreibung dieser prächtigen Vögel ist hier umfassend und dennoch bündig und leicht faßlich dargestellt. Die Abbildungen sind aber so naturgetreu, daß sie der Wirk-

lichkeit durchaus nicht nachsehen, und eine wahre Augenweide gewähren, um so mehr, da die Bilder nicht trocken hingestellt sind, sondern stets als Folie eine passende Landschaft haben. Außerdem sind Papier, Druck, Einband u. s. w. höchst elegant. (Zu haben in Hartlebens Buchhandlung in Pesth.)

\*\* Die „Rheinische Zeit.“ sagt über Seatzfeld, Verfasser von den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“, „Süden u. Norden“ etc. unter Anderm Folgendes: „Seatzfeld steht unstreitig höher als Cooper und Bulwer, und wie Viele, welche diese kennen, wissen etwas von Seatzfeld? Aber er hat ja in deutscher Sprache geschrieben, und den deutschen Schriftstellern geht es bekanntlich wie den Weinen, die erst in Ruf kommen, wenn sie die Zeit ihrer Lagerung überstanden haben. Eine große Schuld liegt hierbei jedoch auch an dem deutschen Buchhandel. Warum sucht dieser nicht Dichtungen, wie die Seatzfeld's, welche ein so nachhaltiges Aufsehen gemacht haben, durch billigere Ausgaben auch unter dem Volk zu verbreiten, warum macht man ihm nicht den Ankauf derselben eben so möglich, wie den der fremden Romane, welche das Land überschwemmen? Sind nicht auch Schiller und Goethe erst durch die billigen Preise ihrer Werke in die Hände des Volkes gekommen? Wir sollten nachgerade anfangen, auch den Klassikern unserer Zeit diese Möglichkeit zu bereiten.“

### Mignon-Beitrag.

**London.** In der Versammlung der Anti-Korn-Gesetz-Association hielt Hr. Tompson eine Rede, die er auf folgende fürchterliche Weise, unter allgemeinem Beifall schloß: „Das Reich der Täuschung eilt seinem Ende zu. Die Noth umfaßt unser Land immer enger, und rückt näher und näher dem Reichen, Frohen und Gedankenlosen. Der Hunger, welcher mit einer Geduld ertragen worden ist, die der Reiche mit kalter Bewunderung angeschaut hat, steht im Begriffe, sein Werk zu vollenden. Er hält die Jugend aus den Schulen, treibt die Töchter zur Entehrung, macht den Mann gott- und ehrlos, und wandelt ihn in ein Raubthier um. Das Gesetz, was ihm zu flehen verbietet, verdammt ihn zu gleicher Zeit zum Hungertode. Er achtet es nicht mehr, bald wird er aufhören, ihm zu gehorchen. Die Mittelklassen, welche bis jetzt die Schutzwache der Aristokratie waren, sind zu der Ue-

herzeugung gelangt, daß das Reich des Schreckens der Rückkehr der Gerechtigkeit vorher gehen müsse, und bereiten sich vor, als neutrale Zuschauer den fürchterlichen Kampf zu sehen, der entstehen wird, wenn die Unterdrückten waffenlos den Unterdrückten gegenüber stehen. Unter diesen Umständen erheben wir noch einmal die warnende Stimme gegen Die, welche dem Volke das Korn vorenthalten, u. beschwören sie, sich des Schicksals zu erinnern, welches die ungerechte Aristokratie anderer Länder vernichtet hat. Wenn alle unsere Anstrengungen nicht helfen, haben wir doch den Trost, unsere Pflicht gethan zu haben. Wir haben uns an die Vernunft und Erfahrung gewendet; wir haben Frieden gepredigt, und ihn gehalten; wir standen zwischen dem Hungrigen und dem Schöpfer der Noth; wenn dennoch die Aristokratie dieses Königreiches ihren Untergang will, mag auf ihr eiges Haupt ihr Blut, und das Derer fallen, welche in dem Kampfe nach Brod, was Gott gegeben hat, und sie ihnen vorenthält, untergehen werden.“

**Paris.** Es werden große Zurüstungen zu der Leichenfeier des Prinzen gemacht. Auf dem Plage vor der Hauptkathedrale von Notre-Dame wird ein Trauerzelt aufgeschlagen, worin die Leiche bei ihrer Ankunft niedergesetzt wird. In einiger Entfernung erheben sich drei Mastbäume mit schwarzen Flaggen. Die Gewölbe der Abseiten des Schiffes werden mit schwarzem Tuch ausgeschlagen: unter dem Schiffe erhebt sich das Genotaph. Alle Pfeiler werden schwarz ausgeschlagen, und mit Schildern, die das Wappen des Prinzen führen, geschmückt. Zweihundert Kronleuchter werden die Kirche erleuchten. Dem Erzbischof von Paris assistiren mehrere hier anwesende Prälaten bei der Zeremonie. Eine bedeutende Truppenmacht wird ausrücken, sowohl um das Fest zu verherrlichen, als um jeden Gedanken an Unordnung im Voraus niederzuhalten. Jedes Regiment Fußvolk schickt zwei Bataillons; die Kavallerie schickt zwei Eskadrons vom Regiment. Wenn nun die unermessliche Hauptstadt ihre Schleusen aufzieht, und die Bevölkerung, die nebst dem Reichthum an 1,200,000 Seelen beträgt, sich in Bewegung setzt, und die Bewohner der Umgegend noch dazuströmen, so muß die Anhäufung einer solchen Menschenmasse um so größere Besorgniß erregen, da die alte Kathedrale in dem ältesten Stadtviertel auf einer Insel liegt, und enge, dunkle, winkliche Straßen dahin führen.

Redakteur: Sam. Rosenthal.